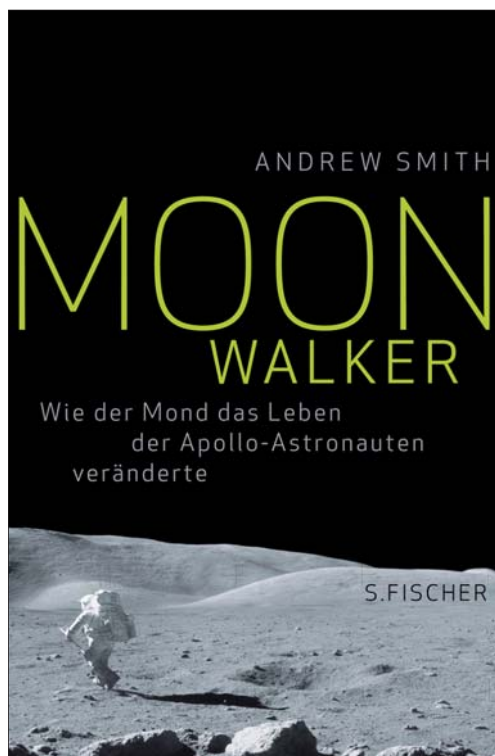


Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

Andrew Smith MOONWALKER



Preis € (D) 22,95 € (A) 23,60 sFr. 39,90 (UVP)

496 Seiten, gebunden

ISBN 978-3-10-077202-2

S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Prolog

Da waren es nur noch neun

Am Morgen des 9. Juli 1999 machte ich mich auf, um in der Bar eines Londoner Hotels Charlie und Dotty Duke zu treffen. Es sollte nur ein kurzes Treffen für einen kleinen Zeitschriftenartikel von der Art werden, die ich normalerweise ablehne. Doch selbst wenn es nur eine flüchtige Begegnung werden sollte, waren die Dukes doch zu faszinierend, um diese Gelegenheit einfach verstreichen zu lassen.

Was ich über sie wusste, war, dass Charlie im April 1972 der zehnte von nur zwölf Menschen gewesen war, die die Erde von der Mondoberfläche aus betrachtet hatten. Ich wusste, dass er drei wunderbare Tage lang dort oben gewesen, dann zurück nach Haus gekommen und dort vollkommen ausgeflippt war: dass er jeglichen Halt verloren hatte und nicht mehr zur Ruhe kommen konnte; dass er seine Kinder terrorisiert und seine Frau schikaniert hatte, bevor er schließlich durch seinen Glauben an Gott Frieden und die Lösung für seine Probleme mit ihr gefunden hatte. Inzwischen hat das Paar ein geistliches Amt vor den Toren von New Braunfels in Texas übernommen. Beide waren in der Stadt, um darüber zu reden.

Je länger ich mich mit dem Thema befasste, desto mehr faszinierten mich die sonderbaren und intensiven dreieinhalb Jahre, in denen die Astronauten auf dem Mond gelandet waren, eine Zeit, in der die Welt zu erbeben und sich für immer zu verändern schien. Am Ende war ein schwarzer Rolling-Stones-Fan in Altamont erstochen worden, und die Beatles hatten sich im Streit getrennt, wohingegen man sich an JFK, Bobby Kennedy oder Martin Luther King kaum noch zu erinnern schien. Vietnam war praktisch vorbei, und die alternative Szene, die sich über ihre Oppositionshaltung gegen den Krieg definiert hatte,

verlor sich im Nichts wie der Sand in einem Wüstensturm. Gleichzeitig zog Watergate herauf, der Rassenkonflikt eskalierte, und die Popmusik, die um meinen zehn Jahre alten Kopf herumwaberte, schien so cool und zynisch zu sein wie nie zuvor. Der NASA-Direktor Chris Kraft meinte dazu: »Amerikas beste Zeiten waren auch seine schrecklichsten.« Wir steuerten mit Riesenschritten auf eine Rezession zu, und die Welt wurde dunkler und gewalttätiger.

Obwohl das Raumfahrtprogramm ein Kind des Kalten Krieges war, besaßen die Landungen auf dem Mond immer noch den Charme der verrückten sechziger Jahre, ein letzter optimistischer Walzer eines Jahrzehnts, das wohl am 19. Dezember 1972 zu Ende ging, als die Astronauten von Apollo 17 zur Erde zurückkehrten und ihnen klar war, dass das Abenteuer zu Ende und das, was es verheißen hatte, eine Illusion gewesen war. Weder die »Merry Pranksters« noch irgendein LSD einwerfender Esoteriker haben je etwas Abgefahreneres gemacht. Trotzdem ist dieses Unternehmen anscheinend voller Widersprüche und Unklarheiten. Was hatte die Menschheit von Präsident Kennedys launiger Entscheidung gehabt, seine Landsleute auf den Mond zu schicken? Was hat ihr die ungeheure Menge Geld gebracht, die dafür aufgebracht werden musste? Das Mondprogramm kostete 24 Milliarden Dollar im Wert der 1960er Jahre: Auf dem Höhepunkt des Programms verschlang die NASA fünf Prozent des Budgets der US-Regierung. Waren all diese Zeit und Energie, das ganze Geld sowie die Menschen, die ihr Leben dafür gegeben hatten, umsonst gewesen?

Charlie Duke war nicht der Einzige, dem die Rückkehr zur Erde Probleme bereitet hatte. Als ich die anderen aufsuchte, erkannte ich, dass sie ganz unterschiedlich mit ihren Erfahrungen umgegangen waren. Der erste Mann auf dem Mond, Neil Armstrong, war Professor (für Luft- und Raumfahrttechnik) geworden und hatte sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, um sich den »grundlegenden Dingen des Planeten« zu widmen, während sein Partner Buzz Aldrin aufgrund von Alkoholismus und

Depressionen jahrelang Probleme hatte, bevor er sich dann darauf besann, Weltraumprojekte zu entwickeln, die auf mich alle ungemein phantastisch wirkten. Der von Natur aus rebellische Alan Bean von Apollo 12 gab die Raumfahrt auf und wurde ein Künstler, der immer wieder Ölbilder mit Szenen von den Entdeckungsreisen zum Mond malte, während Edgar Mitchell einen »Augenblick der Erkenntnis« hatte, in dem er völlig im Weltall aufging und eine Intelligenz wahrnahm, die er dann für den Rest seines Lebens zu verstehen versuchte. Noch dramatischer war es bei Jim Irwin, der gehört haben wollte, wie Gott ihm am Fuß des majestätischen goldfarbenen Apennins zuflüsterte, er solle die NASA nach seiner Rückkehr verlassen und sich stattdessen der Kirche zuwenden. Währenddessen machte der furchterregende Alan Shepard, der als Einziger zugegeben hatte, dass er auf dem Mond geweint hatte, das Einzige, was keiner von ihm erwartet und keiner für möglich gehalten hatte: Er wurde milde.

Von den übrigen Astronauten entwickelte sich John Young nach der Challenger-Katastrophe zu einem erbitterten Kritiker der NASA und verließ das Astronautenbüro mit einer Mischung aus Ärger und Trauer, während der letzte Mann auf dem Mond, Gene Cernan, zugab, mit allem, was nach seiner Erfahrung mit Apollo 17 kam, äußerst unzufrieden gewesen zu sein (»es ist schwer, danach wieder einen Einstieg zu finden«). Sein Flugkamerad Jack Schmitt wurde US-Senator, fand aber die Politiker nach dem Einfallsreichtum und der Produktivität, an die er gewöhnt war, kurzsichtig und enttäuschend. Er wurde nicht wiedergewählt und arbeitete, wie ich gehört habe, später in Albuquerque als »Weltraumberater«. Alle schilderten die Einheit der Menschheit, wie sie sie aus der Ferne erlebt haben, als eine nahezu mystische Erfahrung. Dort oben ist eine Menge geschehen. Die Scheidungsrate nach dem Flug auf den Mond war in mehrfacher Hinsicht astronomisch.

Im Nachhinein hätte man wohl die Reaktionen der Astronauten vorhersehen müssen. Plötzlich mussten die zwölf Fragen beantworten, die vorher in dieser Weise nie gestellt worden wa-

ren – etwa: »Was machst du, wenn du vom Mond zurückgekehrt bist?« Neben ihren eigenen Hoffnungen und Erwartungen mussten sie auch noch die Phantasien von Millionen unbekannter Menschen und jahrtausendealte Überlieferungen schultern. Die Nepalesen beispielsweise glauben, dass ihre Toten auf dem Mond wohnen. Als der Apollo-14-Veteran Stu Roosa Nepal besuchte, war er ziemlich verwirrt, weil er immer wieder gefragt wurde: »Haben Sie meine Großmutter gesehen?« Die Mondbesucher werden für immer zwischen der Anziehungskraft des Mondes und den kollektiven Träumen der Menschen auf der Erde hin- und hergerissen sein. Charlie Duke war verärgert, als er erzählte, dass er Briefe von Verschwörungstheoretikern bekommt, die die Auffassung vertreten, die Mondlandungen seien getürkt gewesen, und ihn als Lügner bezeichnen.

Ich mochte Duke. Er war mit seinen 64 Jahren immer noch groß und stattlich, und seine sanfte, gedehnte Sprechweise kam mir vertraut vor, obwohl es eine Zeitlang dauerte, bis ich sie richtig zuordnen konnte. Ich fühlte mich wie ein Kind, das sich in seine liebste Gute-Nacht-Geschichte verirrt hatte, als er von seinem Flug und dem erstaunlichen Leuchten unserer Erde erzählte, wenn sie durch die öde schwarze Leere des Weltraums ihre Bahnen zieht. Vom Mond aus gesehen glich sie, wie er sagte, einem Juwel, so farbintensiv und hell, dass man das Gefühl hatte, sie sei zum Greifen nah und man könne sie in den Händen halten und als das kostbare Ding bestaunen, das sie ist. Dann beschrieb er seine Bestürzung, als ihm klar wurde, dass sein Leben ab jetzt nur noch ein langer, allmählicher Niedergang sein konnte. All diese Anstrengungen und Kreativität ... wofür war das alles gut gewesen? Um Teflon zu entwickeln? Für einige Fotografien? 1972 war der Weltraum den Amerikanern bereits scheißegal. Dann sprach Duke von seiner berührenden Hoffnung, dass »wir eines Tages wieder dorthin zurückkehren werden«, und ich hatte nicht den Mut, ihm zu sagen, dass das aus meiner Sicht nicht sehr wahrscheinlich sei – zumindest nicht, solange er noch lebte. Vielleicht sogar nicht mal zu meinen Lebzeiten.

Als unsere Zeit um war, dankte ich ihm für das Gespräch, das ich sehr genossen hatte, und machte Anstalten zu gehen. Charlie meinte jedoch, er hätte noch etwas Zeit, sodass wir noch etwas länger reden könnten, falls ich das wollte. Er sagte dann, Dotty und er hätten letzte Nacht beunruhigende Nachrichten erhalten. Sie hätten erfahren, Pete Conrad, der immer vor Witz sprühende, überragende Kommandant der Apollo-12-Mission, die als zweite auf dem Mond gelandet war, habe sich bei einem Motorradunfall in der Nähe seines Hauses in Kalifornien verletzt.

Conrad war derjenige, dessen deftige Flüche die Anzugträger bei der NASA beunruhigt hatten, der aber gelassen reagiert hatte, als seine Saturn-Rakete beim Start zweimal vom Blitz getroffen wurde, was im Cockpit eine wilde Kakophonie an Alarmsignalen ausgelöst und die Bodenstation in Angst und Schrecken versetzt hatte. Als eine Journalistin seine Behauptung, Armstrongs Satz »Ein kleiner Schritt ...« sei nicht vorher schriftlich festgelegt worden, anzweifelte, wettete Conrad insgeheim mit ihr um 500 Dollar, dass er alles sagen könnte, was er wollte, wenn er an der Reihe wäre. Wie vereinbart hörte sie dann den kleinen Astronauten »Juchhu! Mann, für Neil mag das zwar ein kleiner Schritt gewesen sein, für mich ist es aber ein großer!« juchzen, als dieser am 19. November 1969 als dritter Mensch den Mond betrat. Er war es auch, der einen Kassettenrekorder mit auf die Reise nahm, damit er und seine Crew zu den Klängen von *The Girl of Ipanema* und *Sugar, Sugar* von den Archies herumhüpfen konnten, und der es dem Copiloten Al Bean erlaubte, die Pirouetten drehende, goldene Mondlandefähre, die so spillerig und zerbrechlich aussah, für eine Spritztour auf die Rückseite des Mondes zu benutzen, wo die NASA nicht sehen konnte, was sie dort machten. Als sie sich zu ihrem Spaziergang auf dem Mond aufmachten, musste das Kontrollzentrum den beiden Freunden sagen, sie sollten damit aufhören, herumzualbern und sich gegenseitig zu erzählen, wie begeistert sie waren, weil man sonst kein Wort von dem verstehen konnte, was Dick Gordon gerade sagte, der in der Kommandokapsel um den Mond kreiste.

Dann wurde Dotty ans Telefon gerufen und kam mit der schrecklichen Nachricht zurück, dass Conrad seinen Verletzungen erlegen war. Ich war nicht überrascht, Tränen in den Augen von Charlie Duke zu sehen, als er über seinen Kameraden redete. Später habe ich erfahren, dass der Ort, an dem der Unfall geschah, »Ojai« heißt, was ein Wort der Ureinwohner Amerikas für den Mond ist, doch es waren die Worte, mit denen sich Duke von mir verabschiedete, die in meinem Kopf an diesem Tag etwas auslösten. Er sagte sie still und leise, so als ob er einen Psalm sprechen würde.

»Jetzt sind wir nur noch neun.«

Nur noch neun.

Auf meinem Heimweg schwirrten in meinem Kopf all die Geschichten herum, die Duke mir erzählt hatte. Gleichzeitig spürte ich in mir aber auch eine Traurigkeit, mit der ich nicht gerechnet hatte – nicht, weil es nur noch neun Menschen gab, die die Erde von der Mondoberfläche aus gesehen hatten, sondern weil eines Tages, möglicherweise eines nicht allzu fernen Tages, keiner von ihnen mehr da sein würde. Trotzdem ging ich nach Hause und machte alles weiter wie zuvor, weil ich annahm, ich würde nicht mehr über das Apollo-Projekt nachdenken und die Erinnerung daran erneut in die Ecke meines Gehirns verbannen, in der sie drei Jahrzehnte lang so ergeben ausgeharrt hatte.

Es geschah jedoch etwas vollkommen Unerwartetes: Die Raumfahrer ließen mich nicht mehr los. Drei Jahre später erappte ich mich immer noch dabei, wie ich mich aus dem Haus schlich und den Mond in einer Weise anstarrte, wie ich das seit meiner Kindheit nicht mehr gemacht hatte, und dabei versuchte, mir die Anspannung beim Hinflug und den Jubel und die Begeisterung bei der Rückkehr vorzustellen. Ich fragte mich, ob die Mondfahrer sich damit abgefunden hatten, dass sie auf der Erde zu Hause waren; ob sie ihren Frieden mit unserer Welt gemacht hatten oder immer noch ihren zerplatzten Träumen nachtrauerten. Ich wollte wissen, was aus ihnen geworden war und was sie daraus gelernt hatten; wie sie inzwischen über die verrückte Reise

dachten und ob sie glaubten, dass diese sie verändert hätte. Außerdem war ich gespannt, warum mich diese Fragen, die doch früher kein Problem gewesen waren, nicht losließen. Ich begann mich zu fragen, worum es bei dem Ganzen gegangen war – welche Bedeutung es gehabt hatte, falls es überhaupt eine gehabt hatte –, und nach und nach hatte ich das zunächst noch unbestimmte Gefühl, dass die Antworten auf diese Fragen wichtig waren – auch wenn ich mir nicht sicher war, warum.

Schließlich wurde mir klar, dass es nur eine Möglichkeit gab, Antworten auf diese Fragen zu bekommen. Ich musste, solange ich das noch konnte, die neun Menschen, die auf dem Mond gewesen waren, finden und selber sehen, wohin ihre Odyssee sie geführt hatte.